Evang.-Luth. Schulblatt.

30. Jahrgang. Januar 1895. No. 1.

Vortrag bei Gelegenheit der Gustav Adolf-Feier der lutherischen Gemeinden in Chicago.

Gehalten in der Central Music Hall am 9. Dezember 1894 von Prof. F. Lindemann.

Teure lutherische Fest- und Glaubensgenossen!

Es ist eine ungewöhnliche und außerordentliche Feier, die uns heute hier zusammengeführt hat. Nicht, wie wir es sonst an unsern kirchlichen Fest- und Jubeltagen gewohnt sind, feiern wir heute eine der großen Heilsthatsachen, oder ein besonderes kirchliches Ereignis. Es ist auch keiner der großen geistlichen Helden, die mit dem Schwert des Worts des HErrn Kriege geführt und dem Evangelium zum Siege verholfen haben, an den uns diese Jubelfeier erinnert. Vielmehr ist es ein weltlicher Kriegsmann, der König Gustav Adolf von Schweden, dessen 300jährigen Geburtstag wir heute feiern, und durch diese Feier werden wir vor allen Dingen an ein Ereignis aus der Weltgeschichte erinnert, das zwar weit hinter den großen Gottesthaten zu unserer Seligkeit, auch weit hinter dem herrlichen Werk der Reformation durch Dr. Martin Luther zurücksteht, das auch weder ein patriotisches noch politisches Interesse für uns hat, das uns aber als deutsche Lutheraner nahe angeht und wohl dazu angethan ist, uns zu fröhlichem Lob und Preis Gottes zu veranlassen.

Wir Lutheraner glauben ja, daß Gott die Welt regiert, daß der, welcher im Himmel wohnt, die Geschicke der Völker lenkt; ja, wir glauben ferner, daß, was Gott in der Welt thut, um des Evangeliums und seiner Christen willen, er zum Heil seiner Kirche thut, und daß er, um sein Regiment hinauszuführen, sich nicht nur seiner heiligen Engel, der Apostel und der Prediger des Evangeliums bedient, sondern daß ihm auch weltliche Fürsten, Geld und Gut dieser Erde, Sturmwind und Feuerflammen, Schwert, Spieß und Schild, ja selbst seine Feinde dienen müssen.

Leider bietet uns die Weltgeschichte zahlreiche Beispiele dafür, daß diejenigen, welche die Welt als große Helden verehrt, Feinde Gottes und

seines Worts gewesen sind, die nicht Gottes, sondern des Satans Reich gebaut haben.

Um so erfreulicher ist es darum, auch einmal auf einen Mann hinweisen zu können, der auch in der Welt zu den Großen, zu den gefeiertsten Helden gezählt wird, der aber nicht nur ein Kriegs-, sondern auch ein Glaubenshelb, ein rechtschaffener Geist und lutherischer Glaubensbruder gewesen ist, der seinen Glauben und Glaubensmut besonders auch dadurch bewiesen hat, daß er uneigennützig sich selbst in den Dienst der Sache des Evangeliums gestellt und um seines lutherischen Glaubens willen Leib und Leben, Reich und Krone gewagt, aus Liebe zu seinen Glaubensbrüdern die schwersten Opfer gebracht und endlich für Gottes Wort und Luthers Lehr' sein Leben gelassen hat.

Als eines solchen gedenken wir heute durch diese Jubelfeier des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf, und als solchen will ich ihn an der Hand geschichtlicher Thatsachen jetzt zu schildern versuchen, indem ich euch vorstelle

Gustav Adolf, den großen Schwedenkönig, als einen lutherischen Glaubenshelden.

I.

Gustav Adolf ist nicht unser Landsmann, Deutschland ist nicht seine Heimat, sondern in Schweden, auf dem Königsschlosse zu Stockholm, wurde er am 9. Dezember 1594 geboren. Sein Vater war König Karl IX. und seine Mutter Christine, eine Prinzessin von Schleswig-Holstein. Beide Eltern waren lutherisch.

Zu den außerdeutschen Ländern, die sich schon frühe der Reformation zugewandt hatten, gehört nämlich auch Schweden. Schon der große Gustav Wasa, der Befreier Schwedens von dem Joch der Dänen und der erste selbständige König über dieses Land, hatte sich zehn Jahre nachdem Luther die 95 Thesen angeschlagen hatte, zur Lehre Luthers bekannt und hatte begonnen, die Reformation in Schweden einzuführen. Auf dem Reichstag zu Westernäs hatte sodann, 1530, das ganze Land sich zu Luthers Lehre bekannt. Von da an war Schweden ein lutherisches Land und obschon Pabst und Jesuiten mit List und Gewalt die Reformation wieder zu verdrängen suchten, so gelang ihnen dies doch nicht. Trotzdem mußte das Land schwere innere Kämpfe und Wirren durchmachen, ehe das Luthertum den Sieg behielt. Aber endlich hatte Karl IX., ein Jahr ehe unser Gustav Adolf geboren wurde, eine Kirchenversammlung auf den 25. Februar 1593 nach Upsala zusammengerufen, auf welcher außer den geistlichen Vertretern auch die Abgeordneten des Adels, der Bürger und der Bauern sich einfanden. Man einigte sich dahin, daß die heilige Schrift, aus sich selbst erklärt, der einzige Grund und die Regel der Lehre sei. Dann wurde die ungeänderte Augsburgische Konfession verlesen und der Bischof von Strengsnäs erhob sich und frug alle Anwesenden, ob sie dieser Lehre beistimmen

und bei derselben verbleiben wollten, selbst wenn es Gott gefalle, daß sie dafür leiden müssen. Da riefen alle: „Wir wollen dafür alles wagen, was wir in der Welt haben, sei's Gut und Leben!" Der Vorsitzer erklärte: „Nun ist Schweden eins geworden und alle haben wir Einen Gott und HErrn." Somit war die Reformation durch Gustav Adolfs Vater in Schweden dauernd befestigt worden.

Es versteht sich nun von selbst, daß Gustav Adolf von seinen Eltern in der Lehre Luthers unterrichtet und erzogen wurde. Während er an den Knieen seiner Mutter den Katechismus und die biblischen Geschichten lernte und diese bemüht war, die lutherischen Gebete und Lieder in sein junges Herz einzupflanzen, war sein Vater mit ihr darauf bedacht, den Sohn zur wahren Gottesfurcht zu erziehen. Der Vater selbst setzte einen „Denkzettel" für seinen Sohn auf, auf welchem obenan steht: „Fürchte Gott!" Zugleich war der Vater aber auch bestrebt, den jungen Prinzen beizeiten zu einem tüchtigen Regenten heranbilden zu lassen und hielt ihm deshalb die besten Lehrer. Gott hatte nun auch Gustav Adolf mit vortrefflichen Geistesgaben beschenkt, so daß dieser auch in weltlichen Kenntnissen schnelle Fortschritte machte, sonderlich in den Sprachen und in der Mathematik. Sechs Jahre alt, sollte Gustav auch schon einen Vorschmack vom Kriegsleben bekommen. Er durfte nämlich seine Eltern auf den Kriegsschauplatz nach Rußland begleiten. Als man von dort zurückkehrte, fror das Schiff im Hafen von Stockholm so fest ein, daß der König mit seinem Gefolge zu Fuß über das Eis ans Land gehen mußte. Von dieser Reise sagen die schwedischen Volksdichter: „Sehet da den alten Adler, der beizeiten den jungen aus dem Neste hinausführt, daß er sich an Kampf und Heldenthaten gewöhne."

Schon frühe weihte der Vater den zukünftigen Regenten auch in politische Dinge ein und ließ den vierzehnjährigen Knaben schon an den Sitzungen des Staatsrats teilnehmen und bei den Audienzen, die er Ministern und fremden Botschaftern erteilte, zugegen sein.

Es war gut, daß Gustav Adolf schon so bald einen Einblick in die Staatsgeschäfte erhalten hatte. Am 13. Oktober 1611 starb nämlich Karl IX. und nun bestieg der kaum siebzehnjährige Jüngling den schwedischen Königsthron. „Am 26. Dezember nahm Herzog Gustav Adolf in Gegenwart der Stände die ihm übertragene Reichsregierung entgegen; gebe Gott in einer glücklichen Stunde." Mit diesen Worten hat der nachmalige große Kanzler des großen Königs, Axel Oxenstierna, das wichtige Ereignis der Nachwelt aufgezeichnet. Es war eine glückliche Stunde, als Gustav Adolf den Thron Schwedens bestieg — zwar nicht sowohl für ihn, wohl aber für das protestantische Deutschland. Das Erbe, welches Karl seinem Sohne hinterließ, bestand aus drei Kriegen, nämlich mit Dänemark, mit Rußland und mit Polen. Aber Gustav zeigte sich der schweren Last, die auf seine jungen Schultern gelegt wurde, gewachsen. Mit Festigkeit und Bestimmtheit, gepaart mit Freundlichkeit und Versöhnlichkeit, gewann er den unbotmäßigen

CONCORDIA SEMINARY LIBRARY
ST. LOUIS, MISSOURI

und eigennützigen Adel und stellte bald im eigenen Lande Ruhe her. An Gustav Adolfs Grabe wurden die Worte gesprochen: „Er übernahm das Reich mit zwei leeren Händen, nahm aber keinem das Seine mit Gewalt, sondern was die Notdurft des Reichs heischte, das ließ er sein Volk auf seinen freien Versammlungen wissen, auf daß es die Sache bedenken möchte, und nach dem Bedarf der Krone steuern."

Vor allem war der König darauf bedacht, seinem Volk die Kriegslasten zu erleichtern und Schwedens Wohlstand wieder zu heben. So schloß er schon 1613 einen ziemlich vorteilhaften Frieden mit Dänemark und säuberte so das Land von fremden Truppen. Auch der Krieg mit Rußland wurde beendigt, und Polen willigte in einen Waffenstillstand bis zum Jahre 1621. So konnte sich Schweden erholen, und die Wunden, die langjährige Kriege geschlagen hatten, konnten vernarben.

Als dann der Krieg mit Polen wieder ausbrach, verlief derselbe für Gustav Adolf so glücklich, daß die Ostseeprovinzen Kurland, Esthland und Livland, dazu wichtige preußische Städte, wie Memel, Pillau und Elbing, in Schwedens Besitz kamen und dieses die Herrschaft über die Ostsee erlangte.

In diesen Kriegen bewies Gustav Adolf nicht nur große persönliche Tapferkeit, sondern zeigte sich auch als Meister in der Kriegskunst. Es war dies die Vorschule für die Heldenlaufbahn, die sich in Deutschland abschließen sollte.

In dem letzten dieser Kriege war Gustav Adolf auch mit dem Kaiser Ferdinand II. zusammengeraten. Dieser hatte den katholischen König Sigismund von Polen offen gegen die Schweden mit Truppen unterstützt, hatte die schwedischen Gesandten wider alles Völkerrecht behandelt und weigerte sich, Gustav als König anzuerkennen.

Schon damals hätte Schwedens König hinreichend Ursache gehabt, den Krieg nach Deutschland hinüberzuspielen, zumal schon verschiedene Hilferufe von seiten protestantischer Fürsten an ihn ergangen waren. Aber die Stunde des Eingreifens war noch nicht gekommen. Als aber 1629 der König von Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand einging, da erhielt Gustav Adolf freie Hand, und nun beschloß er, den bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zur Hilfe zu eilen.

II.

Es ist nun hier wohl der Ort, die Frage in Erwägung zu ziehen, was Gustav Adolf bewogen habe, mit Heeresmacht nach Deutschland überzusetzen. Haben politische oder religiöse Interessen hierbei den Ausschlag gegeben? Oder haben beide zusammen gewirkt? Es kann wohl niemand anders diese Fragen besser beantworten als Gustav Adolf selber. Wir haben keinen Grund, einem solchen Charakter zu mißtrauen, oder seine Worte anzuzweifeln. Ein Mann, in dessen Reden und Handlungen sich eine solche Gottes-

furcht und ungeheuchelte Frömmigkeit offenbart, der sich stets als ein aufrichtiger und demütiger Christ gezeigt hat, der hat es nicht verdient, daß man die größte That seines Lebens bemäkelt und beschmutzt, indem man ihr unlautere Beweggründe unterschiebt.

Von welcher Gesinnung Gustav Adolf überhaupt beseelt war, zeigt eine Aufzeichnung seiner eigenen Hand aus früheren Jahren. Da heißt es: „Gott verleihe mir, so zu leben, daß ich nach dieser Zeit mit Christo ewig leben und auf Erden mich meiner Thaten nicht schämen möge." Wie sehr ihm auch schon früher das Schicksal der deutschen Protestanten am Herzen lag, hat er schon vor Ausbruch des 30jährigen Krieges dadurch bewiesen, daß er die Fürsten der protestantischen Union wiederholt seiner Freundschaft versichert und ihnen seine Teilnahme kund gethan hat. Schon im Jahre 1615 hat er die bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland seinen Unterthanen zur Fürbitte empfohlen. Zu einer Zeit, da Schweden noch gar nicht gefährdet, sondern noch durch weite Gebiete vom Kriegsschauplatz getrennt war; als der Feind noch keinen Hafen der Ostsee besetzt hatte, als Dänemark noch als starke Schutzwehr zwischen dem Feind und Schweden vorgeschoben war, da hat sich der König schon mit dem Gedanken getragen, an dem Kriege in Deutschland sich zu beteiligen.

Nein, Gustav Adolf war kein Mann, der die Religion ausspielte, um politische Ziele zu erreichen. Für ihn war sein evangelischer Glaube mehr wert, als die deutsche Kaiserkrone. Seine Teilnahme an dem Unglück der deutschen Protestanten ist daraus zu erklären, daß ihm diese als *Glaubensgenossen* und nicht als *politische Partei* nahe standen.

Darum betrachtete Schwedens König von Anfang an den Feind der deutschen Protestanten als seinen Feind, weil dieser sich zum Vorkämpfer des Pabsttums hergab und weil dem Pabsttum ein protestantisches Deutschland nicht weniger verhaßt war als ein protestantisches Schweden. Die Sache der Evangelischen in Deutschland lag ihm als seine Sache, ihre Not als seine Not am Herzen nach dem Wort des Apostels: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit."

Daß wir hiermit den Schwedenkönig nicht falsch beurteilen, geht auch aus seinen sonstigen Auslassungen hervor.

Schon ehe der polnische Krieg von neuem ausbrach, hatte Gustav Adolf an seinen Kanzler Oxenstierna geschrieben: „Ich habe ein viel zu enges Gewissen, Krieg zu führen wegen Begehrlichkeit nach Ländern und Städten. Wenn ich solches hätte thun wollen, hätte ich vielleicht dieses Jahr gute Gelegenheit dazu gehabt, aber ich begehre keinen Krieg zu führen als den, so ich weiß, daß er gerecht ist und in welchem ich wie ein Kriegsmann selig sterben und fröhlich vor Gottes Angesicht erscheinen kann."

Wiederholt hat der König in Schriftstücken und Ansprachen, durch welche er seinem Volk den Ernst der Lage aufdecken und es zur Opferwilligkeit entflammen wollte, mit allem Nachdruck betont, daß es sich im Kampfe

mit dem Kaiser vor allem um die Wahrung der evangelischen Glaubensfreiheit handele. „Nicht bloß Hab und Gut, die nationale Selbständigkeit Schwedens stehen auf dem Spiel", sagt er, „höher als diese zeitlichen Güter muß jedem gelten das Kleinod des evangelischen Glaubens. Den Glauben gilt es zu verteidigen, wenn es gilt gegen diesen Feind das Vaterland zu verteidigen." Denn „die Absicht der Katholischen ist allgemein kundig und offenbar. Seit lange wollen sie nichts anderes als Ausrottung und Untergang der rechtgläubigen Evangelischen". Ein andermal heißt es: „Im Gefolge der Kaiserlichen Siege zieht der Triumph des Katholizismus. Dem besiegten Schweden würde sein Glaube entrissen werden." Mit gefühlvollen, beredten Worten beschreibt der König vor den Reichsständen den Jammer in Deutschland und sagt, „daß einem treuen Herzen, das an seinem Gott, seinem Glauben und der Freiheit seines Landes hängt, bei solchem Jammer und Elend der Freunde und Glaubensverwandten Auge und Herz bluten müßten".

Nehmen wir nun noch hinzu, auf welche Weise der König von seinem Volke Abschied nahm und in den Kampf zog. Es war am 19. Mai 1630, als die schwedischen Stände im Reichssaal zu Stockholm versammelt waren. Der König erschien, seine kaum sechsjährige Tochter an der Hand führend. Die Tochter auf den Arm nehmend empfahl er diese mit herzlichen Worten der Liebe und dem Schutze der Stände. Nachdem das Kind wieder aus dem Saal hinaus gebracht worden war, sagte der König unter anderm: „Da aber vielleicht mancher sich einbilden möchte, daß ich diesen Krieg ohne Ursache unternehme, so rufe ich Gott den Allerhöchsten, in dessen Angesicht ich hier sitze, zum Zeugen an, daß ich das nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust thue, sondern daß ich dazu seit Jahren gereizt und gezwungen werde. Denn die Kaiserlichen haben uns auf jede Weise beleidigt.... Unsere hochbedrängten Nachbarn haben uns gerufen, weit abgelegene Könige haben uns zu diesem Kriege aufgefordert, vor allem die unterdrückten Religionsverwandten vom päbstlichen Joche zu befreien. Wir hoffen, daß es mit Gottes Gnade geschehen kann."

Unmittelbar vor seiner Abfahrt ließ Gustav Adolf noch einmal ein Mahnwort an sein Volk von allen Kanzeln seines Reichs verlesen. In dem Augenblicke, da er im Begriff stand, den entscheidungsvollsten Schritt seines Lebens zu thun, als sein Herz von Todesahnung erfüllt war, sehen wir ihn ganz begeistert von dem Bewußtsein, für Gottes heilige Sache in den Streit zu ziehen. Sein Glaube an das Evangelium, seine Liebe zu den evangelischen Glaubensbrüdern fordere das Große von ihm. Wo sonst ist die Quelle der freudigen Zuversicht und des Heldenmutes, mit dem er hinauszog, zu suchen, als in seinem Glauben?

In jenem letzten Abschiedswort an sein Volk ordnet er die Feier von drei allgemeinen Bet- und Fasttagen an, „denn über Gottes Kirche und sein reines seligmachendes Wort ergehen Verfolgungen, die von seinen Feinden

längst vorbereitet wurden und jetzt mit furchtbarem Ernst zur Ausführung gebracht werden".

Der König ließ damals auch Thalerstücke prägen mit der Inschrift: „Fidei verae et sincerae religionis Lutheranae Defensor" (Verteidiger des wahren Glaubens und der reinen lutherischen Religion). Ein bedeutungsvoller Gruß an die Glaubensgenossen in Deutschland.

In der That, meine Lieben, nicht als ein von Ruhmsucht und Ehrgeiz erfüllter Eroberer, auch nicht als ein von schwärmerischem Eifer beseelter Heiliger, wie wir sie zur Zeit der Kreuzzüge sehen, steht unser Geburtstagskind vor uns, als er sich zu Elfsnabben einschifft, sondern als der treue Fürst seines Volks, der zur Verteidigung des Vaterlands das Kühnste wagt, aber auch als der evangelische Christ, der im Vertrauen auf Gott für seinen Glauben und seine Glaubensgenossen Gut und Blut einzusetzen bereit ist, ohne dabei irdische Vorteile und Ruhm bei den Menschen im Auge zu haben. Der Wahrheit gemäß konnte er fast am Ende seiner Laufbahn den deutschen Offizieren im Lager zu Nürnberg vorhalten, daß er „ihrethalben seine Krone ihres Schatzes entblößt und gegen 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen von ihnen und dem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, wie zu einem Paar Hosen nötig. Er begehre auch nichts von dem Ihrigen". Bis heute hat noch niemand die Uneigennützigkeit des großen Schwedenkönigs zu bestreiten gewagt.

Sehen wir nun zu, auf welche heldenmütige Weise Gustav Adolf für die Sache des Evangeliums in Deutschland gestritten hat.

III.

In einer aus dem Jahre 1631 stammenden Flugschrift heißt es: „Gustav Adolf ist das Werkzeug Gottes, denn er hat sich ohne einige Allianz, Freundschaft, Hilfe und Beistand eines einzigen andern Potentaten, nachdem er so lange, schwere und kostbare Kriege geführt, daß jedermann dafür gehalten, das Königreich Schweden wäre sowohl an Mannschaft als andern Mitteln ganz erschöpft, wider die scheußliche Macht der siegreichen Liga über Meer in einen Krieg gestürzt, dessen Ende menschliche Augen nicht absehen mögen."

Mit diesen Worten ist bereits gesagt, weshalb es ein besonders heldenmütiges Unternehmen war, zu einer solchen Zeit und Stunde, einem solchen Feinde gegenüber sich einer solchen Sache, wie der Protestanten in Deutschland damals, anzunehmen. Denn wie sah es in Deutschland aus, wie stand es um die Sache der Protestanten dort, als Gustav Adolf in den Krieg eingriff?

Schlecht, sehr schlecht! Es war eine verlorene Sache vor Menschenaugen. Fast das ganze protestantische Deutschland lag zu den Füßen eines papistischen Kaisers. Ferdinand II. war zu Ingolstadt von den Jesuiten erzogen worden und hatte einst an dem Wallfahrtsorte Loretto vor dem Muttergottesbilde das Gelübde abgelegt, um jeden Preis den Katholizis-

PRITZLAFF MEMORIAL LIBRARY
CONCORDIA SEMINARY
ST. LOUIS, MO.

mus in seinen Staaten zur alleinigen Religion zu machen. Sein Beichtvater, der Jesuitenpater Lämmermann, rühmt von dem Kaiser, „daß er lieber Land und Leute verlieren, lieber den Bettelstab in der einen, und Weib und Kind an der andern Hand ins Elend wandern, sein Brot von Thür zu Thür zu suchen, ja lieber den schmählichsten Tod leiden, als länger die Schmach ansehen wolle, die der katholischen Kirche durch die Protestanten zugefügt würde".

Dieser fanatische Jesuitenzögling hatte sich vorgenommen, den Protestantismus in Deutschland auszurotten. In den Erblanden des Kaisers war ihm dies fast schon völlig gelungen. Als dann in Böhmen die Flamme des Aufruhrs losgebrochen war, hatte er den Pfalzgrafen Friedrich V., den die Böhmen zu ihrem Könige gemacht hatten, in der Schlacht am weißen Berge, am 7. November 1620 vollständig besiegt. Mit eigener Hand hatte er den Majestätsbrief, der den evangelischen Böhmen gestattet hatte, Kirchen und Schulen zu errichten, zerrissen. Siebenundzwanzig der vornehmsten böhmischen Edelleute verbluteten auf dem Schaffot. Hunderte verloren all ihr Vermögen und die eingezogenen Güter wurden den Jesuiten gegeben. Die evangelischen Prediger wurden des Landes verwiesen, und 30,000 Familien verließen um des Evangeliums willen die böhmische Heimat.

Jetzt sollte auch Deutschland mit Gewalt papistisch gemacht werden. Zwar stellten sich die protestantischen Heerführer Graf Ernst von Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und König Christian IV. von Dänemark den kaiserlichen Truppen gegenüber, allein die beiden papistischen Feldherrn Tilly und Wallenstein warfen alles vor sich nieder. Ein protestantischer Heerführer nach dem andern mußte die Waffen strecken. Wallensteins Truppen drangen hinauf bis zur Ostsee, vertrieben die beiden Herzöge von Mecklenburg, überschwemmten das ganze dänische Festland und zwangen den Dänenkönig zum schmählichen Frieden. Jetzt schien dem Kaiser der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo er einen entscheidenden Schlag gegen die Evangelischen führen könne.

Am 6. März 1629 erließ er das berüchtigte Restitutionsedikt, worin der im Jahre 1555 zu Augsburg geschlossene Religionsfriede mit Füßen getreten und den Protestanten befohlen wurde, alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stiftungen herauszugeben. Die katholischen Stände erhielten unbedingte Freiheit zur Unterdrückung der Evangelischen in ihren Ländern.

Die Protestanten wären, um wenigstens Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes zu retten, nicht abgeneigt gewesen, in die Herausgabe der eingezogenen Stifte und Bistümer zu willigen. Aber auf papistischer Seite wurde man immer gewaltthätiger, und die Einführung des Papismus wurde rücksichtslos durchgesetzt. Selbst die Reichsstädte durften sich in ihren Rechten und Freiheiten längst nicht mehr sicher fühlen. So mächtige Städte wie Augsburg mußten sich beugen. Heimlich, bei Nacht, ließ der Kaiser diese

lutherische freie Reichsstadt von seinen Soldaten besetzen. Die lutherischen Prediger und Stadtbeamten wurden abgesetzt. Der Katechismus Luthers und die lutherischen Gesänge und Gebete auf den Gassen und in den Schulen wurden untersagt, der Bevölkerung aber befohlen, die papistischen Feiertage und Gottesdienste einzuführen. Vor dem Rathause wurde ein Galgen errichtet, der jedem Widersetzlichen drohte, was seiner warte. Was Augsburg widerfahren war, wiederholte sich an unzähligen Orten des Reichs. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Deutschland, aber da war kein Helfer. Auswärtige protestantische Mächte wollten und konnten nicht helfen und die beiden mächtigsten protestantischen Fürsten Deutschlands, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, fürchteten des Kaisers Zorn.

Das war die Lage in Deutschland, als Gustav Adolf, 100 Jahre nach Übergabe der Augsburgischen Konfession, am 24. Juni 1630 auf der Insel Usedom mit nur 15,000 Mann landete. Eins der drei ersten Boote, die das Ufer erreichten, trug den König. Als er aus dem Boote sprang, fehlte er das Brett und verletzte sich das Knie. Auf dem Lande fiel er unter freiem Himmel nieder und betete: „Ach Gott, der du über Himmel und Erde, Wind und Meer herrschest, wie soll ich dir danken, daß du mich auf dieser gefahrvollen Reise so gnädig beschützet hast! Ach, ich danke, ich danke dir vom innersten Grund meines Herzens, und bitte, wie du weißest, daß dieser mein Zug und Vorsatz nicht zu meiner, sondern einzig und allein zu deiner Ehre und deiner armen bedrängten Kirche zu Trost und Hilf angefangen und vermeinet, du wollest mir auch ferner Gnad und Segen verleihen."

Als sich der König erhoben hatte und Thränen in den Augen der umstehenden Offiziere bemerkte, sagte er: „Weinet nicht, sondern betet inbrünstiglich; je mehr Betens, je mehr Siegs; denn fleißig gebetet ist halb gestritten und gesiegt."

Ehe wir nun den König auf seinem Siegeszuge begleiten, wollen wir uns noch einmal den Mann ansehen, der als Retter an Deutschlands Küste erschienen war.

Oft ist eines Menschen Seele schon in seiner äußeren Erscheinung abgebildet und in des Menschen Angesicht spiegelt sich zuweilen sein Herz. Gustav Adolfs Gesicht trug den Ausdruck von Güte, Klugheit und Bedacht. Er konnte auch heftig und leidenschaftlich sein, aber seines Herzens Milde blickte alsbald wieder durch und gewann die Oberhand. Eine große Leutseligkeit hat ihn sein Lebenlang geziert. In seiner äußeren Erscheinung war er ziemlich groß und schön. Haupthaar und Bart waren blond, die Augen blau. Sein Körper war gewandt und stark. Später wurde der König etwas beleibt und geplagt von seinen Wunden, die er in früheren Kriegen erhalten hatte und die ihn nur selten einen Panzer tragen ließen. Sein ganzes Wesen, seine Züge, sein Auftreten waren edel, vornehm und imponierend. Einen Orden jedoch trug der König, der ihn unter allen Orden am schönsten

ſchmückte, die Demut. Trotz aller Erfolge und ſpäter faſt abgöttiſcher Verehrung blieb er auch auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ein demütiger Chriſt.

Das war der Mann, der nun mit ſtarker Hand und mit wunderbarem Erfolg in die Geſchicke Deutſchlands eingriff.

Man hätte meinen ſollen, ganz Deutſchland hätte ihn bei ſeiner Landung als den erſehnten Retter begrüßt und alle proteſtantiſchen deutſchen Fürſten hätten ſich ſofort um ihn geſchart. Aber auf proteſtantiſcher Seite rührte ſich, Magdeburg ausgenommen, niemand, während der Kaiſer und ſeine Generäle über den „Schneekönig“ ſpotteten. Kurſachſen und Brandenburg zögerten, den Schweden hilfreiche Hand zu leiſten. Erſt mußte Magdeburg, das von Tilly belagert wurde, fallen, ehe dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen die Augen aufgingen, ſo daß er ſich beeilte, ſich mit dem Schwedenkönige zu verbünden. Bei dem ſächſiſchen Orte Düben vereinigten ſich die kurfürſtlichen Soldaten mit dem ſchwediſchen Heere. Dieſes war kurz vorher durch 8000 Mann verſtärkt worden, welche die Königin Maria Eleonore perſönlich ihrem Manne zugeführt hatte. England ſchickte 4000 Mann Hilfstruppen, ſo daß das ganze proteſtantiſche Heer jetzt 40,000 Mann zählte, über die Guſtav Adolf den Oberbefehl hatte. Jetzt konnte der König an eine entſcheidende Schlacht mit Tilly denken. Am 7. September 1631 kam es auf dem breiten Felde bei Leipzig zur Schlacht. „JEſus Maria!“ ſchrieen die Kaiſerlichen, indem ſie zum Angriff heranſtürmten. „Gott mit uns!“ antworteten die Schweden, indem ſie die Feinde empfingen. Stundenlang wogte der Kampf hin und her. Als aber die Sonne ſank, wälzte ſich Tillys für unbeſiegbar gehaltenes Heer in wilder Flucht auf Halle zu. Der Sieger in 36 Schlachten hatte vor dem Löwen aus Nordland die Waffen ſtrecken müſſen.

Nachdem der Sieg errungen, kniete Guſtav Adolf auf dem blutigen Schlachtfelde nieder und dankte dem HErrn der Heerſcharen für dieſen Sieg. Unter dem Geläute der Glocken in den Dörfern ringsumher ſang das Heer: „Ein feſte Burg“ ꝛc.

Ganz Deutſchland ſtand nun dem Sieger offen. Von nun an war ſein Name in aller Mund. Die evangeliſchen Fürſten beeilten ſich, auf ſeine Seite zu treten. In den proteſtantiſchen Kirchen wurden Dankgottesdienſte gehalten. Wohin der König kam, wurde er als „neuer Gideon“, als „mitternächtlicher Löwe“, als Held und Retter begrüßt.

Auf die Kaiſerlichen aber machte der Sieg von Breitenfeld einen ſolchen Eindruck, daß man ſich, wie einer unter ihnen berichtet, lange nicht davon überzeugen konnte, „daß Gott plötzlich ein Lutheraner geworden ſei“. „Himmliſcher Vater“, beteten die Katholiken, „JEſus, Maria, befreiet uns von dem Erzfeind, dem Teufel aus Schweden.“

Guſtav Adolf ſelber blieb demütig, und dem Demütigen läßt es Gott gelingen. Den herrlichen Sieg trefflich ausnutzend, ſchlug er nun ſeinen Siegespfad durch Deutſchland ein. Von dieſem Tage an iſt es, wie wenn

dem nordischen Aar die Flügel gelöst wären. Er hält seinen Triumphzug durch die Gaue Deutschlands. Kein feindliches Heer kann ihm den Weg verlegen; keine Burg und keine Festung vermag ihm zu widerstehen. In nicht weniger als acht Monaten hatte er achtzig Städte und Festungen besiegt und eingenommen. In kaum einem Monat drang er mit dem Kern seines Schwedenheeres über Erfurt und Gotha bis Würzburg vor, sich Thüringens und Frankens versichernd; zog dann in gleicher, bisher nie gesehener Schnelligkeit mainabwärts, ging — nach kurzer Abweichung auf Nürnberg zu, das von Tilly bedroht wurde — anfangs Dezember oberhalb Oppenheim über den Rhein, nahm Mainz ein und setzte sich auf beiden Seiten des Mittelrheins fest. Im Frühjahr 1632 hatten des Königs wunderbare Erfolge nicht nur alle protestantischen Fürsten Deutschlands zu mehr oder minder rückhaltlosem Bündnis mit Schweden veranlaßt, er hatte auch den größten Teil der papistischen Fürsten am Rhein zur Neutralität gezwungen oder doch lahm gelegt.

Und als nun Gustav Adolf seinen kühnen Siegeszug fortsetzend über Nürnberg auf Donauwörth und über den Lech ging, Tilly schlug und am 24. April siegreich in Augsburg einzog, dann den Kurfürsten von Bayern besiegte und endlich in der ersten Hälfte des Mai in München einzog, da schien das Schicksal des Reichs entschieden. In München finden wir den Schwedenkönig auf der Höhe seiner Erfolge und von den evangelischen Ständen wurden an die Einnahme der bayrischen Hauptstadt die kühnsten Hoffnungen geknüpft. Stand doch jetzt der Weg nach Wien offen, wo der Kaiser zum Frieden gezwungen werden konnte.

Aber der Kaiser wandte sich in seiner Notlage wieder an den abgesetzten Wallenstein. Dieser übernahm auch nach langem Zögern den Oberbefehl. Noch einmal tönte seine bekannte Werbetrommel, und Tausende eilten zu seinen Fahnen. Er brannte jetzt vor Begierde, sich mit dem schwedischen Löwen zu messen. Bei Nürnberg lagen sich die beiden Meister in der Kriegskunst zehn Wochen lang gegenüber, ohne daß einer eine Schlacht wagte. Ein endlicher Angriff Gustav Adolfs auf Wallensteins Lager wurde abgeschlagen. Am 8. September brach der Schwede sein Lager ab, zog mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen am Feinde vorüber. Wallenstein folgte und zog nach Sachsen. Dort kam es am 6. November bei Lützen zur Entscheidungsschlacht.

Trotz der Nähe des Feindes ließ Gustav Adolf sein Heer die gewohnte Morgenandacht halten. Noch bedeckten Morgennebel Lützens Ebene, als das schwedische Heer auf seinen Knieen lag. Die Trompeter bliesen: „Ein feste Burg" und der König selbst stimmte das Feldlied an: „Verzage nicht, du Häuflein klein." Nach beendeter Andacht bestieg der König sein Roß, zog sein Schwert und rief: „Nun wollen wir dran in Gottes Namen!" Dann setzte er, indem er gen Himmel blickte, hinzu: „Mein JEsu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" Ohne Panzer, im ledernen

Koller und einfachen Tuchrock ritt er dann die Reihen entlang. Dann schwang er sein Schwert und mit dem Rufe „Vorwärts!“ stürzte sich das Heer auf den Feind.

Furchtbar tobte der Kampf. Bei einem Angriff auf ein feindliches Kürassierregiment, den der König selber leitete, hatte sich dieser kurz nach Mittag zu weit vorgewagt. Ein Schuß zerschmettert ihm den Arm, ein zweiter geht ihm durch die Brust. Mit dem Aufschrei: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt der Held sterbend vom Pferde. Der Leichnam wurde von den Feinden, wohl ohne von ihnen erkannt zu werden, seines Schmuckes und seiner Kleider beraubt. Das ledige Pferd verkündigte den Schwedenreihen den Tod des Königs. Mit furchtbarer Erbitterung stürzten sie sich in den Kampf und behielten schließlich den Sieg. Auch Wallenstein war der Kriegskunst Gustav Adolfs unterlegen. Der eigentliche Zweck der Schlacht, die Befreiung Kursachsens von den Feinden, war erreicht, Wallenstein räumte das Land. Aber der Sieg war teuer erkauft.

Seit den Tagen der Reformation ist das gesamte Deutschland von keiner solchen tiefgehenden Bewegung ergriffen worden, wie damals, als die Trauerglocken durch das Land hin den Tod des Schwedenkönigs verkündigten. Unterdessen wurde der Leichnam des Helden an demselben Strande vorüber, an welchem der König vor zwei Jahren gelandet war, zur letzten Ruhe geleitet. In der Ridderholm Kirche zu Stockholm hatte sich Gustav Adolf schon bei Lebzeiten seine letzte Ruhestätte bestimmt.

Auch wir deutschen Lutheraner legen mit dieser Jubelfeier einen Ehrenkranz auf sein Grab und gedenken dabei an Gustav Adolfs Heldenglauben, Heldenkampf und siegreichen Heldentod; erinnern uns aber auch dabei, daß wir das, wofür der große Schwedenkönig gekämpft und sein Leben gelassen, ungeschmälert und unbestritten haben — das Kleinod evangelischer Glaubensfreiheit. Was wir daher sonntäglich im allgemeinen Kirchengebet bitten, das erflehen wir auch hier an dieser Stätte: „Auf dieses unser Vaterland wollest du, o Gott, mit Gnaden herabsehen, es bei seiner Freiheit unverkürzt erhalten und seine geistliche und leibliche Wohlfahrt immerdar fördern.“

Gott sei mit uns, wie er gewesen ist mit unsern Vätern!

(Mitgeteilt von L.)

Ein interessantes historisches Dokument für die Geschichte der lutherischen Schule in Amerika.

Die hier mitgeteilte wortgetreue Wiedergabe einer Instruktion für einen deutsch-lutherischen Schullehrer vor fünfzig Jahren gewährt einen interessanten Rückblick in die Vergangenheit. Was war das lutherische Gemeindeschulwesen damals? Und wie hat es sich seitdem entwickelt? — So ganz anders, als sich diejenigen diese Entwickelung gedacht haben, die einst damals

daran dachten, neben dem deutſch-lutheriſchen Kirchenweſen auch ein ſolches Schulweſen unter den vernachläſſigten Deutſchen in Amerika zu errichten. Wie ganz anders ſind Gottes Gedanken, als Menſchengedanken! —

Der Mann, dem dieſe Inſtruktion einſt übergeben wurde, gehörte mit zu den Gründern unſerer Synode. Er trat, nachdem er noch eine Zeitlang Schullehrer geweſen war, in das Pfarramt, und iſt nun ſchon ſeit mehreren Jahren zur Ruhe der Seligen eingegangen. Wie oft mag er ſelber in ſpäteren Jahren, wenn er dieſes Dokument in die Hand nahm, daran gedacht haben, daß ganz andere Leute und dieſe auf ganz anderem Wege das ins Werk geſetzt haben, was jene Männer, die das Dokument unterzeichnet hatten, beabſichtigten. Das Aufblühen der evangeliſch-lutheriſchen Gemeindeſchule in unſerer Synode hat er noch mit erlebt, und zwei ſeiner Söhne ſtehen jetzt noch im Schuldienſt in unſerer Mitte. Für ſie und unſere Leſer ſei denn dieſes Dokument in mehrfachem Sinne ein „Erinnerungsblatt".

Inſtruktion für den deutſch-lutheriſchen Schullehrer, Herrn P. J. B.

§ 1.

Sie verlaſſen Ihre Stellung im teuren Vaterlande. Sie verlaſſen nun das Vaterland ſelbſt und reiſen zu unſeren jenſeitigen Brüdern nach Nordamerika. Kein äußerer Antrieb oder Ruf, keines Menſchen Zureden, ſondern die Not der ausgewanderten Deutſchen zieht Sie, die Liebe treibt Sie, die Hoffnung, an Ihrem Teile, nach Maßgabe Ihrer Kraft, das jenſeitige Elend mildern zu helfen, ermutigt Sie. Ihr Entſchluß iſt ein freier, deſſen Ausführung freiwillig. Wagnis und Gefahr iſt Ihr.

§ 2.

Sie verlaſſen Ihr Vaterland und Ihre Stellung in demſelben nicht förmlich und völlig. Die Hoffnung auf Rückkehr iſt Ihnen nicht abgeſchnitten. Aber Sie werden jenſeits bleiben und arbeiten, ſo lange Ihr Dienſt irgend nützen kann. Wie lange er nützen könne, das werden nicht Sie allein beurteilen, ſondern Sie und wir werden deshalb das Zeugnis urteilsfähiger Männer ſuchen und annehmen.

§ 3.

Freiwillig iſt Ihr Gang, freiwillig, aber feſt, — des giebt Ihre Unterſchrift vor Gott und Menſchen Zeugnis — iſt Ihr Entſchluß, jenſeits nicht nach eigner Wahl etwas Vereinzeltes zu beginnen oder in Gemeinſchaft mit uns Aufgerichtetes nach eigenen Plänen fortzuführen. Sie bekennen ſich durch vor Gott gegebene Unterſchrift zu freiem, aber ſtrengem Gehorſam und hingebendem Eingehen in den allgemeinen Liebesplan, der uns beſeelt, in den Rat, den wir Ihnen geben und geben werden. Frei iſt Ihr Entſchluß, zu gehorchen; durch ihn gebunden alles Ihr Thun, alle Ihre Arbeit.

§ 4.

Die Gefahr unserer jenseitigen Brüder ist eine doppelte: der ihnen durch Gottes Gnade gewissermaßen angestammten Kirche und ihrer Nationalität entwendet zu werden. Ihr Bedürfnis ist ein doppeltes, nämlich beiden, ihrer Kirche und Nationalität erhalten zu werden. Nach den gegebenen Umständen kann keins von beiden allein gestillt werden. Mit der Kirche verlieren sie den Sinn für Heimat, Sprache und Sitte der Väter; mit der Sprache das wichtigste Erkenntnismittel derjenigen Kirche, welche in gewisser Beziehung vorzugsweise die deutsche genannt werden könnte. Diesem gedoppelten, innig verschmolzenen Bedürfnisse zu dienen, gehen Sie. Ihr Entschluß verspricht, einigermaßen unsere Wünsche für unsere jenseitigen Brüder zu erfüllen. Darum und nur darum haben wir es übernommen, Ihnen die Mittel zur Ausführung Ihres Entschlusses zu verschaffen.

§ 5.

Sie sind nicht ordinirter Geistlicher, sondern Schullehrer. Sie sind entschlossen, zu bleiben, was Sie sind, und thun wohl daran. In Ihrem Stande und Berufe, nach Maßgabe desselben dienen Sie jenseits dem HErrn und dem gedoppelten Bedürfnis unserer Brüder. Aufrichtung einer deutsch-lutherischen Schule ist es,[1]) was Sie wollen und von uns aus sollen.

§ 6.

Wir haben Ihnen den Rat gegeben, für Ihren Wirkungskreis zunächst die Stadt Columbus im Staate Ohio zu erwählen. Unser Rat ist Ihnen ganz genehm. Nirgends lieber als in der Hauptstadt des Staates Ohio sähen wir eine echt lutherische Schule deutscher Zunge erblühen. Wählen Sie keinen anderen Ort, so lange nur irgend Hoffnung ist, in Columbus den Zweck zu erreichen. Nur bei erwiesener Unmöglichkeit, in Columbus zu arbeiten, können Sie uns eine andere Stadt jenes Staates vorschlagen. Eine Stadt — weil Sie auf dem Lande zugleich Geistlicher sein müßten, was Sie nicht wollen, nicht sollen; — eine Stadt „jenes Landes", weil Ohio zunächst der Zielpunkt aller unserer Bemühungen ist.

§ 7.

Die Professoren des deutsch-lutherischen Seminars in Columbus, namentlich Herr Prof. Fr. Winkler, der bereits von dem Plane unterrichtet ist, welchen wir durch Sie gerne ausgeführt sähen, — werden Sie freundlich aufnehmen und beraten. Nehmen Sie den Rat derselben allezeit in Überlegung. Wir wünschen dies, sowie auch, daß Sie im Anfang Ihrer Wirksamkeit nichts ohne den Rat Ihrer, Ihnen und Ihrem Herzen empfohlenen jenseitigen Brüder Adam Ernst und Georg Bürger, unternehmen.

1) Von uns unterstrichen. L.

§ 8.

Wenn und ſo lange das theologiſche Seminar von Columbus ein unvermiſchtes, deutſch-lutheriſches im ſtrengen Sinne iſt und bleibt, wird es unſere Freude ſein, die unter Ihren Händen entſtehende Schule von Columbus in einiger Verbindung mit dem Seminar zu wiſſen. Nach Verſicherung eines jenſeitigen Freundes ſoll das Seminar eine Normalſchule beſitzen. Möchte Ihre Schule die noch leeren Bänke ausfüllen![1]) Dies iſt unſer Wunſch, durch welchen wir jedoch mit nichten auf diejenigen Rechte verzichten, welche uns als Gründern und Nährvätern jener Schule für und für gebühren. Es iſt daher über die Art und Weiſe der Verbindung mit dem Seminar von Columbus nichts zu beſchließen oder ins Werk zu ſetzen, bevor wir genauen Bericht empfangen und unſere Genehmigung ſchriftlich — und zwar durch eigenhändige Unterſchrift unſerer unten folgenden Namen — gegeben haben.

§ 9.

Sollte ſich in Columbus eine rein lutheriſche, unvermiſchte Gemeinde bilden und ein rein lutheriſcher Paſtor an derſelben angeſtellt werden, ſo würden wir, wofern die Stellung Ihrer Schule zum Seminar dadurch nicht alterirt wird, dem lutheriſchen Paſtor von Columbus gerne die ſeelſorgeriſche Aufſicht und den geiſtlichen Unterricht in der Schule einräumen, die Schule als Pfarrſchule gerne gelten laſſen — und zwar wegen § 13. Jedoch iſt auch hierüber ohne unſere ausdrückliche ſchriftliche Genehmigung (vgl. § 8) nichts ins Werk zu ſetzen, und gilt in Beziehung auf § 8. 9. als Grundſatz, daß die neue Schule nicht in komplizierte, einander widerſprechende Verhältniſſe geſetzt werden darf.

§ 10.

Da wir die Überzeugung haben, daß eine deutſch-lutheriſche Schule in einer jenſeitigen Stadt, wie Columbus, nur dann kräftig gedeihen könne, wenn ſie unter gleichen äußeren Vorteilen für die Lernenden, wie die engliſchen Schulen errichtet und erhalten wird, ſo wollen wir gerne nach Möglichkeit beitragen, daß Ihre Schule mit den engliſchen Schulen rivaliſieren könne. Ihr Lebensunterhalt und die Bedürfniſſe der Schule ſollen, wenn auch jener nicht ſo ſplendid, wie der eines engliſchen Schullehrers, von uns, wo nur immer möglich, gedeckt werden. Es gehört daher zu Ihren erſten jenſeitigen Aufgaben, mit den § 7 genannten Freunden gewiſſenhafte Überlegungen über den Etat eines dortigen Schullehrers und einer deutſch-lutheriſchen Schule anzuſtellen und die Reſultate uns genau und in alles Einzelne eingehend vorzulegen, damit wir einen hellen Blick in die mögliche Einnahme und Ausgabe bekommen.

---

1) Von uns unterſtrichen.

§ 11.

Bis die Schule als förmliche deutsch-lutherische Freischule ein- und ausgeführt werden kann, muß natürlich des Überlegens und Berichtens wegen Zeit vergehen. Während dieser Zeit sollen Sie nicht brach liegen, sondern einstweilen irgendwie eine Schule zu beginnen und das Vertrauen zu gewinnen suchen, welches hernachmals durch Hinzutretende größere Vorteile für die Lernenden desto mehr erwachsen wird.

§ 12.

Die Gefahren und Bedürfnisse unserer jenseitigen Brüder stellen als Hauptzielpunkte Ihrer Schule evangelisch-lutherische Lehre und deutsche Sprache hin. Diese sollen auch Hauptzielpunkte sein und bleiben. Andere Lehrgegenstände sollen sich diesen jedenfalls unterordnen und nur in dem Maße gelehrt werden, als es ohne Schaden jener geschehen kann.

§ 13.

Wir halten es für gut, daß die Schule so viel als möglich, wie ein integrierender Teil der Gemeinde betrachtet und behandelt werde, in deren Mitte sie steht, als Teil und Eigentum der heiligen Kirche überhaupt. Dies würde vielleicht am besten ins Bewußtsein gebracht und darin erhalten werden, wenn die Schule oder Teile derselben sich zur Feier der täglichen Mette und Vesper in der lutherischen Kirche versammelten und also durch tägliche Übung und Erfahrung lernten, daß die Schule zur Kirche gehört und mit ihr unzertrennlich verbunden ist.

§ 14.

Was den Religionsunterricht anlangt, so rechnen wir im engeren und weiteren Sinne dazu:

a. Den Unterricht, welchen der Geistliche in der Schule nachhelfend, befruchtend, vollendend erteilt;
b. das Auswendiglernen
   des Kleinen Katechismus Dr. M. Luthers,
   des Spruchbuchs,
   des Gesangbüchleins,
   welches dem Schullehrer keineswegs fruchtlose oder geringfügige Aufgabe für seine Schule gestellt wird;
c. das Verständnis des Auswendiggelernten, sowie die Beziehung alles Gelernten auf die sechs Hauptstücke des Katechismus;
d. das Lesen, Erzählen, Abfragen oder Einprägen der bibl. Geschichte Alten und besonders Neuen Testaments;
e. das fleißige, tägliche Lesen der heil. Schrift überhaupt, und
f. den Unterricht im geistlichen Gesang.

Zum Unterricht im Deutſchen rechnen wir:

a. Die Ausübung des unverbrüchlichen Grundſatzes, daß in keiner andern, als in der deutſchen Sprache unterrichtet werden darf; alſo alles Sprechen des Lehrers und der Schüler in deutſcher Sprache geſchieht.
b. Den Leſeunterricht und das Leſen;
c. den Unterricht im deutſchen Schön- und Rechtſchreiben.
d. Den Unterricht in der Weltgeſchichte und inſonderheit der deutſchen Geſchichte, oder beſſer in der Kirchengeſchichte mit beſtändiger Berückſichtigung der äußerlichen Verhältniſſe der Völker, namentlich der Deutſchen;
e. die Erdbeſchreibung ſoweit ſie zum Unterricht der Bibliſchen und Weltgeſchichte nötig iſt, namentlich Beſchreibung des heiligen und des deutſchen Vaterlandes, welches allen jenſeitigen Deutſchen lieb und wert ſein ſollte.

Jedoch ſiehe wegen d. und e. den zweiten Teil von § 12.

§ 16.

Rechnen ſoll um der Verhältniſſe willen in der Schule getrieben werden, ſo weit es für das Leben nötig iſt. Die deutſchen Eitelkeiten in Betreff dieſes Lehrgegenſtandes ſollen von hinnen bleiben. Jedenfalls ſoll ſo viel, wie in den engliſchen Schulen gleiches Grades gelehrt und geleiſtet werden.

§ 17.

Was man heutzutage unter dem leichtfertigen Namen Weltkunde begreift, bleibt, ſoweit es nicht in den vorigen §§ erwähnt iſt, weg, und eigenem Studium der Schüler, ſowie der Vorbereitung auf beſondere Berufsarten überlaſſen. Die Zeit, die Kraft und das Wiſſen eines deutſchen Schullehrers ſind für dergleichen Dinge ſämtlich zu kurz und klein, als daß etwas der Mühe Wertes geleiſtet werden könnte.

§ 18.

Als Lehrmittel können wir Ihnen einſtweilen nur zuweiſen:

a. vor allem das A. u. N. Teſtament unſers HErrn;
b. den Kleinen Katechismus Dr. M. Luthers;
c. das kleine Raumer'ſche Geſangbüchlein;
d. die Buchner'ſchen bibl. Bilder für die Kleinen.

Es ſoll unſere Sorge ſein, ſobald als möglich:

a. ein vollſtändiges, aber der Quantität nach mäßiges Spruchbuch;
b. ein Hilfsmittel zur Erlernung der Bibl. Geſchichte;
c. ein Leſebuch;

d. eine richtige Darstellung der Kirchen- und Reformationsgeschichte aufzufinden. Vielleicht wäre es möglich, jenseits dergleichen Lehrmittel wohlfeiler drucken zu lassen, als hierzulande anzukaufen und zu senden. Sie werden genauere Erkundigung auch über diesen Punkt einziehen.

§ 19.

Weder dem Lehrer der zu hoffenden deutsch-lutherischen Schule von Columbus, noch sonst jemandem kann zugestanden werden, irgendein Lehrmittel ohne unsere Genehmigung in genannter Schule einzuführen. Nur Kleinigkeiten, z. B. bewegliche Buchstaben, Wandtafeln, Vorschriften, liniertes Papier ꝛc. werden dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt.

§ 20.

Es wird Ihnen, geliebter Bruder, anmit ein Verzeichnis von Büchern übergeben, welche zwar Eigentum des deutsch-luther. Seminars von Columbus (so lange es nämlich deutsch und lutherisch sein wird) bleiben, aber eine Leihbibliothek bilden sollen, deren rechtmäßiger und uns verantwortlicher Nutznießer unser jeweiliger deutscher Schullehrer von Columbus sein soll. Der Schullehrer, als Bibliothekar, hat die Bücher der Leihbibliothek den Lehrern und Schülern des Seminars einzeln gratis zu verabreichen, kein Buch ohne Erlaubnis der genannten Lehrer zu veräußern, das Ganze zusammen und in gutem Stand zu erhalten, von anderen ein mäßiges Lesegeld zu erheben, genau über Aus- und Eingang, Ausgabe und Einnahme Buch zu führen, den Gewinn für seine Bedürfnisse zu verrechnen und für die Zukunft in den Etat zu stellen. Über die näheren Verhältnisse seiner Leihbibliothek hat er sich mit den § 7 Genannten zu beraten, zu beschließen und uns Mitteilung zu machen. — Die verzeichneten Bücher werden Ihnen vom Seminar zur angegebenen Verfügung gestellt werden.

Diese Leihbibliothek wird hoffentlich ein Mittel zur deutschen und religiösen Bildung unserer-jenseitigen Volksgenossen werden.

§ 21.

Unsere Schule soll, womöglich, Sommer und Winter mit Ausnahme der etwa gewöhnlichen Ferienzeiten gehalten werden.

§ 22.

Was den Schulbesuch anlangt, so werden sich Strafen und Zwangsmittel von selbst verbieten. Außer Entwicklung rechter Lehrtüchtigkeit und freundlicher Vermahnung, sehen wir kein Mittel voraus, durch welches ein fleißiger oder gar regelmäßiger Schulbesuch erreicht werden könnte.

§ 23.

Ist ein Lehrer tüchtig, so wird er durch einfache Bezeigung seiner Zufriedenheit, durch gerechtes und weises Loben und Tadeln denjenigen Wett-

eifer unter ſeinen Schülern zu erwecken wiſſen, welcher den Schulzwecken ſo förderlich iſt. Anders, als in der Furcht des HErrn und nach ſeinem und ſeiner Apoſtel Beiſpiel ſoll Ehre und Schande in unſerer Schule nicht gebraucht werden. — Was inſonderheit das Setzen (Locieren) anlangt, ſo ſoll keine Rangordnung eingeführt werden. Es iſt genug, daß die Platzordnung zur Bequemlichkeit des Lehrens und Lernens diene.

§ 24.

Was die Schulzucht anlangt, ſo können wir aus der Ferne nichts ins einzelne Gehende verordnen. Wofern unter den Schülern ſelber auf dem Wege der Freiwilligkeit irgendeine Art von Disciplin erzeugt werden könnte, möchte dies allem anderen vorzuziehen ſein. Jedenfalls aber dürfen Menſchen, welche an anſteckenden ſittlichen Krankheiten leiden und für welche eine baldige Beſſerung nicht zu hoffen ſteht, einſtweilen oder für immer zu entfernen ſein.

§ 25.

Die Einteilung der Schüler in Klaſſen muß, ſowie die tägliche Unterrichtszeit und -Dauer jenſeitigem Ermeſſen anheimgeſtellt bleiben. Nur, daß wegen Trennung der Geſchlechter bei den älteren Schülern und Schülerinnen das, was not ſein wird, gleich zu Anfang verfügt werde!

§ 26.

Im Fall ſich eine ſtändige Schule, wie wir ſie wünſchen, einrichten ließe und erwachſenere Frauensperſonen die Schule beſuchen ſollten, wird es dem Lehrer, falls er ſein Leben jenſeits zuzubringen gedenkt, zu raten ſein, daß er heirate. Dies findet in jenen Verhältniſſen weniger Anſtand, hindert die Wirkſamkeit eines ſtändigen Lehrers nicht und dient zum guten Rufe, der einem Lehrer, namentlich einem kirchlichen, ſo durchaus nötig iſt. — Jedoch wird ein neuangekommener Lehrer nicht unbeſonnen zu dieſem Schritte eilen, erfahrener jenſeitiger Brüder und unſere Beratung nicht verſchmähen, keiner Perſon ſich vermählen, deren Ruf befleckt iſt, ſeine Braut unter den Töchtern der ev.-luth. Kirche ſuchen und darauf achthaben, daß die zu Erwählende ihm und ſeinem Amte nicht etwa zum Fallſtricke, ſondern zum Segen und Förderung werde.

§ 27.

Wir rechnen einen kirchlichen Schullehrer gewiſſermaßen zum geiſtlichen Stande. Wir finden, daß, was St. Paulus in ſeinen Paſtoralbriefen gebietet, auch kirchlichen Schullehrern geſagt ſei. Beachten Sie es wohl, geliebter Bruder, und richten Sie Ihren Wandel darnach ein! So Sie im Geiſte leben, ſo wandeln Sie auch im Geiſte! Prüfen Sie ſich, ob Sie im Glauben ſtehen und im Geiſte leben! Bitten Sie Gott in brünſtigen und täglichen Gebeten, daß er Ihnen immerwährende Buße verleihe, in welcher

mehr Kraft und Schwung zu den heiligen Werken Ihres Berufs liegt, mehr Kraft zu inwendigem Fortschritt und himmlischer Bildung gereicht wird, als die ganze Welt in sich hält und zu geben vermag. Nichts ist einem Gläubigen, der in täglicher, steter Arbeit begriffen ist, nützlicher, als das Gegengewicht der wahren Selbsterkenntnis. Vergessen Sie nicht, daß Hunderten unserer Schullehrer in der Heimat Lebenssegen und Amtssegen durch Überschätzung dessen, was sie sind und haben, ertötet wird.

Lernen Sie selbst immer zu. Es ist eine Notwendigkeit, daß der Lehrende selber immer im Lernen sei. Die nicht mehr lernen, werden schlechte Lehrer, entgehen dem Schlendrian und der Langweile des Lebens nicht. Dazu ist, wer wahrhaft lernt, auf dem Wege der Bescheidenheit, wenn er nämlich weiß, wozu er lernt, und nicht um elenden zeitlichen Genießes willen Erkenntnis sucht. O welch ein schöner, seltener Anblick ist ein strebender und bescheidener Lehrer!

Lernen Sie viel, aber streiten Sie wenig. Jedoch dem Kampfe der jenseitigen Kirche entziehen Sie sich nicht. Wir haben keine Erlaubnis, unsern Namen und unsere zeitliche Ruhe zu schonen, wenn der HErr inmitten der Seinigen kämpft. Friedensliebe ist in heiligen Kriegen Niederträchtigkeit. Darum stellen Sie sich immer auf die Seite der Kirche, aufrichtig bekennend, ruhig, was recht ist, behauptend, allezeit eingedenk und beflissen, mehr durch Bauen, als durch Niederreißen zu dienen. In örtliche und persönliche Streitigkeiten lassen Sie sich nicht ein, wenn es nicht Amt und Gewissen verlangt. Ist's möglich, so viel an Ihnen ist, halten Sie mit allen Menschen Frieden — vor allen mit der Kirche Gottes.

Die Lüste der Welt, auch die im geistlichen Gewande, fliehen Sie. Vergessen Sie nie, daß Sie einer Sache dienen, welche wert ist, daß man ihretwegen Kreuz und Jammer, ja den Tod erdulde.

Endlich vergessen Sie auch uns in der Heimat nicht, deren Angesicht sie vielleicht im Lande dieses Todes nicht mehr sehen. Beten Sie für uns, daß unser keiner versäume, zur Ruhe Gottes vorzudringen, gleichwie auch wir für Sie beten.

§ 28.

Die Verbindung, welche zwischen uns besteht, halten Sie durch fleißige Berichte, durch Einsendung von Tagebüchern, durch aufrichtige Briefe aufrecht. Es soll auch unsrerseits nicht fehlen, was recht und billig ist.

Die Paragraphen überlegen Sie wohl, ehe Sie dieselben unterschreiben. Ihre Unterschrift gilt uns als vor Gott gethane Zustimmung. Sie gilt uns vor allem als zweifelfreies Zeugnis der Übereinstimmung mit den in den kirchlichen Symbolen (Augsb. Konfession, Apologie, Schmalkald. Artikel, Luthers Katechismus, Konkordienformel) ausgesprochenen Lehren, soweit Ihnen dieselben bekannt geworden sind. Diese Symbole seien Ihnen neben

der Heil. Schrift Alten und Neuen Bundes ein immerwährendes Studium, damit immer mehr Ein Geiſt und Glaube uns durchdringe und wir immer mehr Eins werden in dem HErrn.

Der HErr ſegne Sie und behüte Sie!
Der HErr laſſe ſein Angeſicht leuchten über Ihnen und ſei Ihnen gnädig!
Er erhebe ſein Angeſicht auf Sie und gebe Ihnen Frieden!
Amen.

So beraten und beiderſeits angenommen zu Wernsbach, nahe Windsbach, am Abend vor Laurentii, am 9. Auguſt 1843.

Paul Israel Baumgart.
Chriſtian Philipp Heinrich Brandt, Decan, Diſtricts-Schulinſpektor und erſter Pfarrer zu Windsbach.
Johann Sigmund Hermann Harleß, zweiter Pfarrer und Subrektor zu Windsbach.
Theodor Wilhelm Ulmer, Inſpektor am allgem. prot. Pfarrwaiſenhauſe daſelbſt.
Johann Leonhard Kundinger, Pfarrer zu Petersaurach.
Johann Friedrich Wucherer, Hoſpitalprediger zu Nördlingen und Pfarrer von Baldingen.
Johann Tobias Müller, Pfarrer zu Immeldorf.
Johann Konrad Wilhelm Löhe, Pfarrer zu Neuendettelsau.

Gekrönte Maeſtri.

Von Klaus Weſthof (Hamburg).

Das von Kaiſer Wilhelm II. komponierte Lied „Sang an Ägir" wird bekanntlich demnächſt bei Bote & Bock in Berlin in verſchiedenen, von Profeſſor Albert Becker beſorgten Ausgaben erſcheinen; außerdem ſoll das Werk in einer beſonderen Matinee des Berliner Opernhauſes erſtmals öffentlich zu Gehör gebracht werden. Faſt gleichzeitig mit dieſer Nachricht kam aus Potsdam ein Bericht über ein auf kaiſerlichen Befehl im Schloſſe zu Sansſouci veranſtaltetes Konzert, das in demſelben Saal und an denſelben Muſikpulten ſtattfand, an denen einſt Friedrich der Große ſeine Flötenkonzerte gegeben hatte. Das alles erinnert daran, daß Kaiſer Wilhelm II. keineswegs der erſte Hohenzoller iſt, der der edlen Muſika ſeine perſönlichen Huldigungen darbringt.

Was zunächſt Friedrich II. betrifft, mit dem die Reihe der muſikaliſchen Hohenzollern anhebt, ſo mußte er als Kronprinz unter dem geſtrengen Vater, deſſen Sinn einzig und allein auf das Praktiſche gerichtet war, ſeine leidenſchaftliche Neigung zur Muſik im Geheimen befriedigen, bis er dann

in Rheinsberg größere Selbständigkeit gewann. Als König begünstigte er die Kunst in hohem Grade und mochte selbst im Kriegslager seiner Musikliebhaberei nicht entsagen.

Friedrich war, wie jedermann weiß, ein Schüler des berühmten Flötisten Quanz und selbst ein ausgezeichneter Flötenspieler. Er hat aber auch außerordentlich viel für seine Kammerkonzerte, wie für das Theater komponiert. Es sind von seinen musikalischen Werken, die das königliche Hausarchiv aufbewahrt, neuerdings vier Bände — 25 Sonaten und 4 Konzerte für Flöte enthaltend — bei Breitkopf & Härtel (Leipzig) durch den vor kurzem verstorbenen Spitta herausgegeben worden, die eine meisterhafte Beherrschung der Form, wie bedeutende Erfindungsgabe gewahren lassen und selbst den Fachmännern Respekt vor diesem gekrönten Maestro eingeflößt haben.

Weniger bekannt ist, daß auch Friedrichs Schwester, die durch ihren Herzensroman mit dem unglücklichen Friedrich von der Trenck bekannte Prinzessin Amalie, komponiert hat; desgleichen, wenn auch nur nebenbei und gelegentlich, seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth. Von dem jüngeren Bruder des Königs, dem überhaupt künstlerisch veranlagten Prinzen August Wilhelm, stammt ein Präsentiermarsch aus dem Jahre 1751. Dessen Sohn, Friedrichs Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ein Schüler Duports, war ein tüchtiger Virtuose auf dem Cello und wirkte häufig in den bei Hofe stattfindenden Kammerkonzerten mit.

Sie alle überstrahlte jedoch die musikalische Begabung eines zweiten Neffen des „alten Fritz", des Prinzen Louis Ferdinand, der später bei Saalfeld heldenmütig kämpfte und fiel. Er war ein wirklich genialer Klavierspieler und Tonsetzer, den seine Leistungen weit über den dilettantischen Standpunkt erhoben und ihm selbst die Anerkennung eines so strengen Kunstrichters wie Beethoven eintrugen. Der Prinz war ein Schüler Dusseks; er hat verschiedene Kammermusikwerke im Druck erscheinen lassen, von denen ein Quartett in F-moll sich durch besonders wirksame Gestaltung auszeichnet.

In der Sammlung der preußischen Armeemärsche kommt auch ein Marsch Friedrich Wilhelms III. vor, sowie mehrere Märsche von der Prinzessin Charlotte, der Tochter des Prinzen Albrecht, des Bruders Kaiser Wilhelm I. Zahlreiche Märsche hat ferner die spätere Kaiserin Augusta geschrieben, von denen einer als Armeemarsch No. 102 im Druck erschienen ist. Sie war eine große Musikfreundin und komponierte in jüngeren Jahren auch mehrfach Tanz- und Ballettmusik, z. B. die Ouverture zu einem Ballet: „Die Maskerade".

Kaiserin Friedrich ist gleichfalls eine eifrige Verehrerin der Tonkunst, die Sonaten und kleinere Musikstücke geschrieben hat, und diese Neigung hat sich auf ihre Söhne vererbt. Der jetzige Kaiser, der nun auch unter die Komponisten gegangen ist, würde ohne die Schwäche seines linken Armes sicherlich ein ebenso guter Spieler geworden sein, wie sein Bruder Heinrich,

der ein sehr tüchtiger Violinist und Klavierspieler ist und Verschiedenes komponiert hat. Als der hervorragendste Musiker unter den jetzt lebenden Hohenzollern gilt indessen Prinz Albrecht, der Regent von Braunschweig. Er hat sich mehrfach als Komponist versucht, wenn auch nur ein Marsch von ihm erschienen ist; er hegt eine große Verehrung für Johann Sebastian Bach und soll insbesondere ein höchst gediegener Orgelspieler sein. Sein zweiter Sohn, Prinz Joachim Albrecht, spielt das Cello meisterhaft und hat bereits eine ganze Reihe gefälliger Tondichtungen erscheinen lassen, von denen zumal ein „Frühlingsmarsch" gerühmt wird. Die Herzogin-Witwe Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Schwester des Prinzen Albrecht, hat eine Anzahl von Liedern für Mezzosopran komponiert; Prinzessin Maria Anna von Preußen, Witwe des Prinzen Friedrich Karl, ist eine Virtuosin auf dem Flügel und begabte Liederkomponistin. Ein gediegener Musiker darf der Schwager Kaiser Wilhelm II., Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, genannt werden, dem wir die Musik zu den „Persern" des Äschylos und den „Bacchantinnen" des Euripides — nach dem Vorbilde der Mendelssohnschen Chöre zur „Antigone" — verdanken.

Der Gönner und Verehrer Mendelssohns und Meyerbeers, Friedrich Wilhelm IV., dieser „Romantiker auf dem Throne", hat, gleich seinem Bruder, Kaiser Wilhelm I., die Tonkunst persönlich nicht ausgeübt, wohl aber manches treffende Wort über Musik und Musiker geäußert. Noch als Kronprinz war er einmal zum Besuch an einem Hof, dessen Herrscher Opern komponierte und eines seiner Werke zu Ehren des Gastes aufführen lassen wollte. Am Nachmittag vor der festgesetzten Aufführung ward der Gastgeber jedoch unpäßlich, so daß der Kronprinz am Abend das Theater allein besuchen mußte. Er hörte in der Hofloge die Oper, eine technisch nicht übel gearbeitete, aber höchst nichtssagende und langweilige Komposition, an und war froh, als das letzte Finale überstanden war. Nach dem Schluß in den Vorraum der Loge tretend, erblickte er dort einen galonierten Kammerdiener, der in einem Sessel saß und mit herabhängendem Kopfe schlief. „Der Kerl hat sicher gehorcht", raunte der Kronprinz seinem Adjutanten zu....

Wirklich gediegene Musiker hat es aber außer dem Hohenzollernhause auch noch in vielen andern Herrschergeschlechtern gegeben. Bereits im Mittelalter begegnet man zahlreichen Monarchen, die als Tondichter oder ausübende Künstler Tüchtiges leisteten und sich den königlichen Psalmensänger David, der ja auch ein Meister auf der Harfe war, zum Vorbild genommen hatten.

Um nur einige Beispiele anzuführen, galt König Robert II. von Frankreich, der von 966 bis 1031 regierte, als der erste Hymnenkomponist seiner Zeit; von ihm rührt auch die schöne Weise des „Veni, sancte spiritus" her. Von Alfons X., dem Weisen, der 1252 in Kastilien und Leon zur Herrschaft kam, waren auf der Wiener Musik- und Theaterausstellung die

von ihm komponierten „Geſänge zu Ehren der Jungfrau Maria“ in einer aus dem Escurial ſtammenden, prachtvoll ausgeführten Handſchrift zu ſehen.

Zwei höchſt unheimliche fürſtliche Perſönlichkeiten der Geſchichte, denen man es gar nicht zutrauen ſollte, thaten ſich durch muſikaliſche Leiſtungen hervor: Karl IX. von Frankreich, der unſelige Miturheber der Bartholomäusnacht, war ein gewandter Tenorſänger und wirkte als ſolcher in der Regel bei ſeiner Hofmuſik und zuweilen auch bei Privataufführungen mit. Der „königliche Blaubart“ — Heinrich VIII. von England — aber ſoll nicht nur gut geſungen, ſondern auch trefflich Klavier und Flöte geſpielt und ſogar zwei Meſſen komponiert haben.

Vor allen jedoch hat das Haus Habsburg eine ganze Reihe von Regenten aufzuweiſen, die ſich als Komponiſten hervorgethan haben. Schon Maximilian I. war ein begeiſterter Verehrer der Tonkunſt, und von Kaiſer Karl V. hat der vlämiſche Muſikſchriftſteller E. von der Sträten kürzlich nachgewieſen, daß er in ſeiner Jugend das Flötenſpiel erlernt habe und ein tüchtiger Sänger geweſen ſei. In ſpätem Alter habe ſich der Herrſcher, in deſſen Reichen die Sonne nicht unterging, dann auch noch mit dem Spinett, dem Vorläufer unſers Klaviers, befaßt. Eine vierſtimmige Motette, die Karl zugeſchrieben wird, ſcheint im Kloſter San Juſte entſtanden zu ſein.

Kaiſer Maximilian II. vererbte ſeine Muſikliebe und ſein Talent auf ſeinen Sohn, Kaiſer Ferdinand III., mit dem nun eine ganze Reihe von Habsburgern beginnt, die als Virtuoſen und Komponiſten geglänzt haben. Eine Auswahl muſikaliſcher Werke der Kaiſer Friedrichs III., Leopolds I. und Joſephs I. iſt jüngſt im Auftrage des öſterreichiſchen Kultus- und Unterrichtsminiſteriums in zwei Bänden (Artaria & Co., Wien) herausgegeben worden, die beweiſt, daß jene Monarchen nicht wie gekrönte Dilettanten, ſondern wie geſchulte Muſiker komponierten.

Von Ferdinand III. ſchrieb der gelehrte Jeſuit und ausgezeichnete Muſikverſtändige Athanaſius Kircher, daß er als Muſiker unter allen Regenten nicht ſeines Gleichen habe. Ihm widmete der Kaiſer ſein 1649 erſchienenes „Drama musicum“, eines der erſten Muſikdramen, die als Nachahmung der in Italien nicht lange vorher neu entſtandenen Oper auf deutſchem Boden geſchaffen wurden.

Sein Nachfolger Leopold I. hat nicht weniger als 79 Kirchenmuſikwerke verfaßt, unter denen das hervorragendſte ein lange Zeit fälſchlich Karl VI. zugeſchriebenes „Miſerere“ iſt; ferner 155 weltliche Geſänge, meiſt Einlagen in die Opern und Oratorien ſeiner Hofkapellmeiſter; 9 „Festa teatrali“ und 17 Balletts. Als dieſer leidenſchaftliche Muſikfreund ſein Ende herannahen fühlte, ließ er im Nebenzimmer durch ſeine Kapelle einige ſeiner Lieblingsſtücke zur Aufführung bringen, unter deren Klängen er entſchlummerte.

Leopolds Sohn, Joſeph I., beſaß ein noch bedeutenderes muſikaliſches Talent, ſtarb aber ſchon früh; von ſeinen Kompoſitionen ſind bloß drei

auf uns gekommen. Gar nichts iſt leider von den Tondichtungen Kaiſer Karls VI. erhalten, der ein fachbegabter Schüler des berühmteſten Theoretikers jener Zeit, Johann Joſeph Fux, war und ſich oft an die Spitze ſeines Orcheſters ſtellte, um Kammermuſiken und ganze Opern zu dirigieren. Bei einem ſolchen Anlaß äußerte Fux einmal in aufrichtiger Bewunderung: „Ew. Majeſtät könnten überall einen Oberkapellmeiſter abgeben", worauf der Kaiſer lächelnd meinte: „Laß Er's gut ſein — hab's halt doch ſo beſſer!"

Seine Tochter, die ſpätere Kaiſerin Maria Thereſia, erhielt die ſorgſamſte muſikaliſche Ausbildung von den vorzüglichſten Lehrern der Zeit: Caldara, Haſſe und Wagenſeil. Als ſiebenjähriges Kind bereits trat ſie in einer Oper von Fux zur Feier des Kirchenganges ihrer kaiſerlichen Mutter auf, worauf anſpielend ſie ſpäter einmal zu Fauſtina Haſſe ſcherzhaft meinte, ſie glaube „die erſte von den lebenden Virtuoſen zu ſein". Nach Burneys Zeugnis ſang ſie 1793 in Florenz mit dem berühmten Seneſino ein Duett ſo ſchön, daß der alte Sänger vor freudiger Rührung weinte. Der nachmalige Kaiſer Joſeph II. kultivierte außer dem Geſange noch Klavier-, Viola- und Violoncellſpiel. Von ſeiner Schweſter, der ebenſo geiſtvollen wie unglücklichen Königin Marie Antoinette, die bekanntlich eine Schülerin und warme Förderin Glucks war, und mit Geſchmack ſang und die Harfe ſpielte, iſt ein von ihr komponiertes Lied, „C'est mon ami", auf uns gekommen.

Doch laſſen wir die tondichtenden Potentaten der Vergangenheit bei Seite, um unter denen der Gegenwart noch weiter Umſchau zu halten. Von deutſchen Fürſtlichkeiten ſei zunächſt der jetzt regierende Herzog Alfred von Sachſen-Coburg-Gotha, der frühere Herzog von Edinburgh, erwähnt, der gleich ſeinem Vorgänger auf dem Throne, dem Herzog Ernſt II., von dem fünf Opern und zahlreiche andere Muſikſtücke herrühren, komponiert. Sein „Galatheawalzer" iſt bei Cramer in London erſchienen; außerdem iſt der Herzog ein vorzüglicher Violinſpieler. Sein Schwiegerſohn, der junge Großherzog Ernſt Ludwig von Heſſen, hat bei B. Schott in Mainz eine Sammlung von Klavierſtücken und ein Geſangſtück „Tſcherkeſſenlied" erſcheinen laſſen. Aus der Sammlung iſt ein fein empfundenes Phantaſieſtück „Erinnerungen an Ilinskon" neuerdings in geſchmackvoller Orcheſtrierung mehrfach öffentlich mit wohlverdientem Beifall zur Aufführung gelangt. Von dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt exiſtiert eine Anzahl hübſcher Liederkompoſitionen.

Ein gediegener Tonſetzer iſt ferner der Landgraf Alexander Friedrich von Heſſen, der mit einem Streichquartett debütierte, dem er dann als op. 2 ein Phantaſieſtück für Klavier (D-dur) folgen ließ, das ſich durch anſprechende Melodik und namentlich in rhythmiſcher Hinſicht durch intereſſante Durchführung bemerkbar macht. Wohl der Bedeutendſte unter den komponierenden deutſchen Fürſtlichkeiten der Gegenwart dürfte aber Prinz

Heinrich XXIV. von Reuß j. L. ſein, der der Muſe mit dem Ernſte und der Hingebung eines Künſtlers von Beruf ſich widmet. Die muſikaliſche Anlage iſt bei ihm offenbar ein Erbteil von väterlicher Seite, da auch Fürſt Heinrich IV. von Reuß-Köſtritz in zahlreichen Kompoſitionen, deren mehrere im Druck vorliegen, ſich als einen beachtenswerten Tonſetzer bekundet hat. Prinz Heinrich XXIV. hat eine gründliche muſikaliſche Schule durchgemacht; ſeine Arbeiten zeigen ein eigenartiges Talent, das ſich an den beſten Meiſtern gebildet hat und mit Eifer nach den höchſten Zielen ſtrebt. Namentlich zwei Symphonieen (in D-moll und C-moll) und eine Meſſe, die an verſchiedenen Orten aufgeführt wurden, hatten ſich überall einer ſehr günſtigen Aufnahme zu erfreuen und laſſen noch bedeutendere Leiſtungen des ſchaffensfreudigen Autors erwarten.

Von auswärtigen Höfen iſt es namentlich der engliſche, an dem die Muſik eine Heimſtätte gefunden hat. Die Königin Viktoria hat von Jugend auf die Tonkunſt geliebt; ſie ſpielt Klavier und Orgel und genoß in jungen Jahren den Geſangunterricht des berühmten Baſſiſten Lablache. Sie begegnete ſich in dieſer Neigung mit dem verſtorbenen Prinzgemahl Albert von Coburg, der auch komponierte; ein „Te Deum“ von ihm wurde unlängſt bei den Vermählungsfeierlichkeiten in Coburg zur Aufführung gebracht. Sämtliche Kinder des hohen Paares, von denen wir bereits die Kaiſerin Friedrich und den jetzigen Herzog von Coburg anführten, ſind mehr oder weniger muſikaliſch. Die jüngſte Tochter, Prinzeſſin Beatrice, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Battenberg, hat bei Booſy in London ihre Kompoſition des Heineſchen Liedes „Im wunderſchönen Monat Mai“ veröffentlicht.

Die Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich iſt eine Meiſterin auf der Zither und hat viele Lieder in Muſik geſetzt, die jedoch nicht der Öffentlichkeit übergeben worden ſind. Als ihre Tochter, die Erzherzogin Valerie, ſich vermählte, trug ein Männerquartett der Wiener Hofoper das von ihr komponierte „Loſer-Lied“ vor, das die Erzherzogin gedichtet hatte. Erzherzogin Margarete, Tochter des Erzherzogs Joſeph und Gemahlin des Fürſten von Thurn und Taxis, iſt gleichfalls eine begabte Tonſetzerin.

Königin Henriette von Belgien hat verſchiedene ihrer Kompoſitionen im Drucke erſcheinen laſſen. Mit beſonderer Vorliebe giebt ſie ſich ihren muſikaliſchen Phantaſieen am Flügel hin; um ihre Improviſationen feſtzuhalten, ſind neuerdings in den Muſikſalons der königlichen Schlöſſer Phonographen aufgeſtellt worden, die die Eingebungen der hohen Frau aufnehmen und wiedergeben ſollen.

Am ruſſiſchen Hofe wird ebenfalls viel muſiziert. Der Zar ſelbſt beſitzt eine angenehme Baritonſtimme, bläſt das Waldhorn und verſteht ſich auch auf das Klavierſpiel, während ſein Vetter, Großfürſt Nikolaus Konſtantinowitſch, Lieder komponiert.

Zum Schluſſe dieſer kleinen Rundſchau, die übrigens keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit erhebt, ſei noch der Sultan Abdul Hamid genannt, der nicht nur ein gewandter Klavierſpieler iſt, ſondern auch verſchiedene Stücke für ſeine Hauskapelle komponiert hat, darunter der Sultanmarſch „Hamidié". Ebenſo hat ſein zweiter Sohn, Prinz Buranesdin, kürzlich einen Marſch geſchrieben, der auf Befehl des Großherrn von den Muſikkapellen der Marinetruppen einſtudiert wurde. —

Addiſon, Ill., im Januar 1895.

Werter Bruder!

Ein Zirkular aus Addiſon iſt etwas ſo Seltenes, daß es wohl ſchon darum ein Recht hat, auf geneigte Aufnahme zu hoffen, obgleich es nach allgemeiner Zirkularenart auf nichts anderes als auf eine Bitte hinauswill; doch gründen wir dies unſer Vertrauen noch lieber auf die Annahme, daß Sie als Freund und Gönner dieſer wichtigen Anſtalt unſerer Synode gern vernehmen, was ihr Gedeihen betreffen mag, und ſich freuen werden, zur Förderung desſelben etwas beitragen zu dürfen. Ohne Umſchweife ſei es denn geſagt, daß wir Ihre Beihülfe zur Beſchaffung einer Turnhalle erbitten möchten!

Schon länger iſt das Bedürfnis nach einer Turnhalle empfunden und die Frage: Wie kommen wir dazu? erörtert worden, nicht nur von einzelnen Gliedern des Lehrerkollegiums, ſondern auch von dem Lehrerkollegium in gemeinſchaftlicher Sitzung mit der Aufſichtsbehörde. Dabei kam man auf den hiermit betretenen Weg, durch Zirkulare obigen Zweck zu erreichen. Was die Schüler betrifft, ſo haben ſie ſich ſchon ſeit einigen Jahren von Zeit zu Zeit darauf gefreut, daß eine Turnhalle vielleicht in Kürze zu ihrer Verfügung ſtehen würde. Ein Konzert bei Gelegenheit der letzten Diſtriktsſynode mit ſeinem Reingewinn hat die Verwirklichung des Planes um $241.33 näher gerückt und damit zugleich auch neuen Anlaß gegeben, vom bloßen Wünſchen zur Verwirklichung überzugehen.

Aber iſt ein Gebäude zu Turnzwecken für uns hier eine Notwendigkeit? Antwort: Nicht ganz in dem Sinne wie z. B. Räume für Lehrſäle, für Wohn- und Schlafzimmer eine Notwendigkeit ſind; wohl aber glauben wir ohne Übertreibung ſagen zu dürfen, daß für eine ſolche Anſtalt mit ſo großer Schülerzahl, wie die unſrige es iſt, eine Turnhalle zu den höchſt wünſchenswerten, auch relativ notwendigen Einrichtungen gerechnet werden muß. Fehlt ſie, ſo wird dieſes immer als ein Mangel empfunden werden.

Noch heute gilt die Wahrheit von einem geſunden Geiſt in einem geſunden Körper. In dem Verſtändnis dieſes Worts werden wir alle inſoweit eins ſein, daß richtige und regelmäßige Übung der Körperkräfte von heilſamem Einfluß für abgeſpannte Geiſteskräfte ſein muß, und daß daher unter anderm auch das Turnen in einem wohlthätigen Zuſammenhang mit

dem gedeihlichen Geistesleben einer Anstalt stehen kann. Wie aber sollen überhaupt solche Leibesübungen hier vorgenommen werden? Die verschiedenen Ballspiele verbieten sich bei rauhem Wetter und nassem Erdboden von selbst. Eine ordentliche Eisbahn, an die man für die Wintermonate denken muß, ist weder in der Nähe noch in der Ferne in dieser Gegend vorhanden, — bleibt nichts in dieser Beziehung als ziellosses Gehen im Freien, oder ein zwar zielbewußtes, aber seinem Zweck nicht entsprechendes Wallfahrten in die village. Der größere Teil der Schüler wird unter diesen Umständen sich gar keine Bewegung verschaffen und somit das ohnehin schon große Heer der Stubenhocker noch mehr anschwellen. Das ist weder für die Zeit ihres Hierseins, noch für die spätere Zeit ihres Lebens ein Gewinn, sondern ein Schade.

Weiter: Unsere Winter sind rauh, unfreundlich und stürmisch. Sie sind von langer Dauer; unfreundliches Wetter beherrscht die Zeit von November bis April, also die Hälfte des ganzen Schuljahres. Fügen wir noch hinzu, daß diese Anstalt in der Regel von 200 bis 250 jungen Leuten (jetzt sind es 251) bewohnt ist, bei denen Jugendkraft und -fröhlichkeit teils gefördert, teils in rechte Bahnen geleitet werden soll, so haben wir unsere Sache wohl genügend begründet, und wir stehen nun nur noch vor der Schwierigkeit: Wie kommen wir zum Ziel? Wie sollen wir die Summe von etwa $1800 beschaffen? Das Interesse für diese Angelegenheit wird Ihnen, geehrter Freund, schon den Weg weisen, wie Sie etwas zur Abhülfe des geschilderten Übelstandes thun können. Vielleicht denken Sie an Ihr eigene Zeit zurück, da Sie hier oder sonstwo den Mangel mitempfanden, einen solchen Tummelplatz nicht zu haben, oder Sie haben einen Sohn hier, oder einen Zögling, der aus Ihrer Gemeinde stammt, was Ihnen Ihr Interesse für die Anstalt erhöhen muß. Sie kennen vielleicht jemand, der Verständnis für einen solchen Zweck, wie beschrieben, und eine kleine Gabe für denselben übrig hat. Sie können vielleicht einen Jünglings- oder Gesangverein zu einem Geschenk bestimmen. Es wird dabei ja nicht auf eine große Gabe gesehen. Damit Sie sich die Sache aber trotzdem nicht als ganz aussichtslos vorstellen, erinnern wir daran, daß diese Bitte zu gleicher Zeit an über 600 Lehrer unserer Synode, sowie an eine große Zahl unserer Pastoren gerichtet wird. Könnten sie sich alle zu einer kleinen Mitwirkung verstehen, was gilt's! Wenn die Wässerlein kämen zuhauf, sie gäben schon einen genügend starken Fluß, und bald stände ein Bau da, der zur Pflege eines frischen, fröhlichen Wesens unter unsern Schülern, zur Förderung ihrer Gesundheit viel beitragen könnte.

Sollte uns nun dieser Weg, die Mittel zusammen zu bringen, fehlschlagen, so wüßten wir freilich fürs erste kaum einen andern. Selbst die Delegatensynode wird schwerlich auf solche Wünsche eingehen können, solange es, wie wir gerne zugestehen, für die Synode wichtigere Dinge zu thun giebt.

Etwaige Gaben sind nicht an den Distriktskassierer, sondern direkt hierher an Herrn Direktor E. A. W. Krauß zu senden, der seiner Zeit darüber Rechnung ablegen wird.

Seien Sie freundlichst gegrüßt und mit all Ihrem Thun, mit Ihren Arbeiten und Erholungen dem befohlen, der ein reicher Gott ist, der nicht nur das, was zum Leben unumgänglich notwendig ist, sondern auch solche Gaben giebt, die zur Erholung und Pflege des Leibes dienen, dem daher auch diese Sache, wenn recht betrieben, nicht mißfällig sein kann.

Mit Entbietung brüderlichen Grußes

Das Lehrerkollegium des Schullehrerseminars zu Addison.

Altes und Neues.

Inland.

Am theologischen Seminar der norwegischen Synode zu Robbinsdale bei Minneapolis, Minn., arbeiten nun vier Professoren: die Professoren Frick, Ylvisaker, Stub, Peterson. Prof. H. G. Stub kehrte nach längerer Abwesenheit in Norwegen am 27. September neugekräftigt in Bezug auf seine früher so geschwächte Gesundheit zurück, und nahm seine volle Arbeit am Seminar wieder auf. Prof. Peterson, zuvor Pastor in St. Paul, Minn., zog erst kürzlich von St. Paul nach Robbinsdale, um die theologische Professur zu übernehmen.

Ein kostbares Lesebüchlein. Neulich wurde bei einer öffentlichen Versteigerung in Boston ein kleines ABC- oder erstes Lesebuch für $825 losgeschlagen. Das Büchlein, welches diesen fast fabelhaften Preis brachte, war von den Neuengländer Colonisten verfaßt und gedruckt worden, um die Kinder der Indianer im Lesen zu unterrichten; es enthält deshalb Übungen in indianischer und englischer Sprache auf gegenüber stehenden Seiten. Es mißt kaum mehr als vier bei zwei Zoll in der Länge und Breite und ist noch in sein ursprüngliches Kalbleder gebunden. Der englische Titel lautet also: The Indian Primer, or the First Book By which Children May Know truely To read the Indian Language. And Milk for Babes, Boston: Printed MDCCXLVII. (Die indianische Fibel, oder das erste Buch, wodurch Kinder lernen mögen, die indianische Sprache richtig zu lesen. Und Milch für Säuglinge. Boston: gedruckt 1747.) Der Käufer des Büchleins war ein Bostoner Buchhändler namens Littlefield, der es jedoch erst nach heftigem Wettkampfe mit Herrn Eames erlangte. Letzterer wollte es für die Lennox Bibliothek in New York kaufen, worin sich jetzt das einzige andere Exemplar dieses sonderbaren Lesebuchs, von dessen Vorhandensein man weiß, befindet; in diesem Exemplar aber fehlen dreißig Seiten.

Von „unserm" Schulwesen. Über Einhundert und drei und sechzig Millionen Dollars — genau $163,559,016 sind im Jahre 1893 in den Vereinigten Staaten für das öffentliche Schulwesen verausgabt worden. In deutschem Gelde ausgedrückt sind das 680,662,566 Mark, in französischem 868,930,936 Franks. Wohlgemerkt ist dieser Aufwand nur für den öffentlichen Elementar-Unterricht und die wenigen höheren Schulen gemacht worden, welche aus Staats- und Gemeindemitteln unterhalten worden. Nicht eingerechnet sind natürlich die Ausgaben der von Religions-

gesellschaften unterhaltenen und sonstigen niederen Privatschulen, noch auch die in ihrer Gesamtheit riesigen Summen, welche die mit sehr geringen Ausnahmen aus Privatmitteln geschaffenen und erhaltenen höheren Lehranstalten erfordern. Mehr als die Hälfte der obigen Summe wird von sieben Staaten verausgabt. New York steuerte dazu $19,111,684, Pennsylvanien 16,410,997, Illinois 14,654,050, Ohio 12,180,794, Massachusetts 9,663,907, Iowa 7,551,483, Michigan 6,062,657 bei, während ihre Einwohnerzahl nur 25 Millionen oder knapp zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung beträgt. Außer diesen geben mehr als zwei Millionen Dollars für den öffentlichen Unterricht aus: Missouri $5,705,110, Indiana 5,609,655, Californien 5,434,216, Minnesota 5,175,105, Kansas 4,346,767, Wisconsin 4,259,361, Nebraska 4,243,638, New Jersey 3,966,879, Texas 3,925,000, Kentucky 3,385,000, Connecticut 2,376,658 und Maryland 2,247,111. Wie man sieht, sind es hauptsächlich die nördlichen Staaten, welche für ihre Schulen viel Geld übrig haben. Texas z. B., welches 518,314 schulpflichtige Kinder hat, giebt für jedes derselben nur etwa $7, Iowa dagegen nahezu $15 her. Tennessee hat für jedes Kind nur etwa $3.50, Nord-Carolina und Süd-Carolina nur $2.25 übrig. Im ganzen standen im Jahre 1893 in den Schulllisten der öffentlichen Schulen 14,165,182 Kinder eingezeichnet; 402,189 besuchten öffentliche Hoch- und private Vorbereitungsschulen, und 187,662 Colleges, Universitäten und technische Schulen. (Ill. St.-Z.)

Largest Church Organ. Workingmen put the last finishing touches on the great organ in St. Bartholomew's Church last week, and the work of construction on this mammoth piece of musical mechanism, which has occupied the last fifteen months, is now complete. The organ in St. Bartholomew's is not only the largest organ in the city, but the largest church organ on the continent. If the echo and stage organs of the huge affair in the Auditorium of Chicago be included in the estimate, that instrument contains a slightly greater number of stops. Otherwise they are about equal in size. Neither of these instruments can compare in point of the number of pipes with the monstrous contrivance which was constructed and put up in Sydney, Australia. The Sydney organ has, however, been only a moderate success in its general features, while in some of its radical departures it has been a practical failure. It is safe to say that in the brilliancy of its effect, in its magnificent tone and in its marvelous construction as well, the completed instrument in St. Bartholomew's takes rank with the two or three finest organs in the world. To readily appreciate all the varied capacities of the completed organ, its delicate shadings, its superb tone mass and the magnificence of its crescendo peals needs only that its manuals be swept by its organist. But its unique mechanical construction and the varied devices and means by which its effects are achieved are revealed only by a careful examination of its almost bewildering details. The construction of the organ involved at the outset a problem often met with and not always successfully overcome—namely, that of building up from an old foundation. St. Bartholomew's already contained a fine organ placed in the gallery in the rear of the church. When it was decided to enlarge, it was determined to build two other organs on either side of the chancel and to bring all three divisions not only into perfect harmony, but under the control of a single key desk. This last was attained by a wonderful system of electrical coupling, which has been applied to the entire key, pedal and stop action. The idea of building an organ in parts and locating it in different portions of the church is by no means new. Neither is the idea of applying electricity to the action instead of the old-fashioned and clumsy mass of levers and rods. But the new organ represents a successful development

of both of these ideas perhaps beyond anything hitherto attempted. The largest division of the organ is placed in the gallery immediately above the main entrance, and contains what is technically known as the solo organ, together with parts of the great, swell and pedal organs. The chamber at the south of the chancel contains the entire choir organ, and another part of the great and pedal organs, while the third section, located in the chamber on the north chancel, contains the pedal dulciana and part of the swell. The console, or key desk, is situated in the choir underneath the south chancel division. This latter is, on the whole, one of the most wonderful things which I have ever seen. Perhaps only an organist can fully appreciate its possibilities. There are four key manuals and eighty-seven "speaking" stops, twenty-three couplers, nineteen adjustable combination knobs, and twenty pedal movements. This key desk has control over a total of 5550 pipes. (New York Herald.)

Ausland.

Die Schulbibel ist von dem Oberkirchenrat in Baden nun zum dritten Male abgelehnt worden. In seinem Bescheide auf die Diözesansynoden sagt er unter anderm: Es herrscht in weiten Kreisen unserer Kirchengenossen bei Geistlichen und Laien eine so starke Abneigung gegen die Ersetzung der Bibel als Schulbuch durch einen Bibelauszug, daß wir es für besser halten, diese Angelegenheit ruhen zu lassen.

Die Annahme der Schulbibel in der Landessynode Württembergs hat im Land viel Verwunderung, ja Beunruhigung hervorgerufen. Das „Stuttgarter Ev. S. Bl." erinnert daran, daß viele aufrichtige Glieder der evangelischen Kirche die Anschauungen der alten Väter von der Schrift noch teilen. So urteilt der Kirchenvater Basilius der Große: „Sagen, daß in der Schrift ein vergebliches Wort ist, ist greuliche Gotteslästerung." Der berühmte Bischof und Prediger von Constantinopel, Johannes Chrysostomus, urteilt: „Es giebt keine Silbe, kein Häkchen in der Schrift, in dessen Tiefe nicht ein reicher Schatz läge." Ähnlich spricht sich Luther an vielen Stellen aus: „An einem Buchstaben, ja an einem einzigen Tüttel der Schrift ist mehr und größer gelegen, denn an Himmel und Erde." „Das sei fern, daß ein einziger Buchstabe im Paulo sei, dem nicht nachfolgen und den nicht halten sollte die ganze allgemeine Kirche." „Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen. Kannst du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab." „Du sollst also handeln mit der Schrift, daß du denkest, wie es Gott selbst rede." „Die Schrift ist, wiewohl sie auch durch Menschen geschrieben ist, doch nicht von oder aus Menschen, sondern aus Gott."

Der mit großem Interesse erwartete fünfte Band der „deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts" des geistreichen Professors Heinrich v. Treitschke ist kürzlich erschienen. Beim Durchblättern des Bandes finden wir auf Seite 239 eine bezeichnende Schilderung des Pädagogen Adolf Diesterweg. Treitschke schildert diesen als grundehrlichen Idealisten und als den gebornen Schulmeister, beklagt aber, daß er in seinem religiösen Denken nicht, wie sein Vorbild Pestalozzi, mit der wachsenden Zeit fortzuschreiten vermocht, daß er in dem Bannkreise des alten Rationalismus verharrt habe. Und dann fährt Treitschke fort: „Da er (Diesterweg natürlich) überall darauf ausging, seine Zöglinge selbst die Wahrheit finden zu lassen, so hielt er es für eine geistlose Abrichtung, wenn sie nach dem alten Schulgebrauch gezwungen wurden, halbverstandene Bibelverse und Gesangbuchlieder auswendig zu lernen, und auch die kirchenfeindliche Presse wähnte sehr klug zu handeln, wenn sie beständig gegen das öde Memorieren eiferte. Dieser weltliche Wissensdünkel vergaß ganz, daß religiöse Wahrheiten auch von dem reifen Manne

nur geahnt, und erst, sobald er sie an sich selbst erlebt hat, wirklich begriffen werden, desgleichen, daß die erhabenen Sprüche biblischer Weisheit, einmal aufgenommen in das empfängliche Gedächtnis des Kindes, in der Stille mit dem Menschen fortleben, um dann plötzlich, in den Versuchungen und Unglücksfällen des Lebens, eine tröstende und erhebende Kraft zu zeigen, welche weder dem Einmaleins, noch dem ABC, noch den Kinderfabeln vom Ochs und Esel innewohnt." So Heinrich v. Treitschke. Seine Worte sollten mit goldenen Buchstaben an jede Schulwand geschrieben werden.

Der akademische Lehrkörper der Universität in Berlin ist wohl der stattlichste aller deutschen Universitäten. Ohne Sprachlehrer und Exercitienmeister sind es im ganzen 343 Lehrer, Professoren und Dozenten, darunter 69 Privatdozenten der medizinischen, 83 der philosophischen, 10 der juristischen und gar nur 2 der theologischen Fakultät. Die juristische und theologische Fakultät hat zusammen 34, die medizinische 51 und die philosophische gar 94 Professoren.

Man meldet aus Zeitz: In der hiesigen Erziehungsanstalt wurde ein Zögling von zwei Kameraden ermordet. Dieser Anstalt werden zur Zwangserziehung vom Provinzial-Erziehungsverein solche junge Leute überwiesen, die in der Lehre bei Handwerksmeistern unbotmäßig und faul sich zeigten. Sie werden zunächst mit Rohrflechtarbeiten beschäftigt. Zu diesen Burschen gehörten auch die Lehrlinge Möwes und Blankenburg, denen das Leben in der Anstalt nicht behagte; sie beschlossen, eine That zu verüben, die sie in das Gefängnis bringen müßte, in dessen Räumen sie sich mehr Freiheit versprachen. Sie ermordeten deshalb den Mitzögling Liepmann, den sie ganz kaltblütig mit einem Hosenträger erwürgten.

Über den sittlichen Zustand der Schuljugend in Frankreich hat kürzlich ein ernster, besonnener und fähiger Mann, der Untersuchungsrichter Guillot, welcher amtlich viel mit Kindern zu thun gehabt, folgendes Urteil gefällt: „Warum scheitern so viele gutgemeinte Versuche, womit der Jugend aufgeholfen werden soll? Antwort: Weil man die Kinder der einigen Kraft beraubt, die auf sie wirkt, nämlich der religiösen und sittlichen Erziehung. Das Kind, welches einen heiligen aber auch gnädigen Gott kennt und glaubt, und sich von Gott gesehen glaubt, wird anders gehütet sein, als dasjenige, das nur einem menschlichen Auge sich zu entziehen sucht, welches das Kind nicht überall sieht. Man hat die Religion aus den offiziellen Kreisen, wie aus manchen Privatgesellschaften verbannt. Daher rührt — das sage ich auf Grund langjähriger Erfahrung, ein gewaltiger Rückgang. Mit dem religiösen Ideal schwindet auch jedes andere Ideal; Vaterland, Familie, Pflicht, sind Worte, die bei modernen Religionslosen ein Lächeln hervorrufen. Es bleibt bei solchen nur noch der Kampf für das Leben, für die unmittelbaren Bedürfnisse und die rohen Instinkte." — Dies Urteil über die ohne Religion aufgewachsene Jugend Frankreichs gilt im Großen und Ganzen auch hier in den Vereinigten Staaten. Lasset uns darum die Pflege unserer Gemeindeschulen und Lehrerseminare Herzenssache sein, damit beide Tüchtiges leisten und segensreichen Einfluß gewinnen zum Besten des Landes. (Gem.-Blatt.)

Die Schulbildung in Frankreich hat bei der letzten Militäraushebung kein rühmliches Zeugnis erhalten. Unter den 343,000 Dienstpflichtigen, die im Jahre 1894 zur Musterung, wenn auch natürlich nicht alle zur Einstellung in die Armee gelangten, waren 83,000, die entweder nur buchstabieren, aber nicht mit Verständnis des Sinnes lesen, oder die überhaupt weder lesen noch schreiben konnten.